

Belletristische Beilage

zum sächsischen Erzähler.

Zur gemeinnützigen Unterhaltung für alle Stände.
(Wird jeder Sonnabends-Nummer ohne Preiserhöhung des Hauptblattes beigegeben.)

Mein Kind.

G. Sch.

Nimmer kann den Blick ich wenden
Von dem lieben, süßen Kind,
Das dort mit verschlung'nen Händen
Schlummert, ach so lieb und lind.

Und ein still verklärtes Lächeln
Ueberfliegt sein Angesicht
Und verräth dem stillen Lauscher,
Daß mit seinem Gott es spricht.

Betend falt' auch ich die Hände,
Dank' dem Herrn aus Herzensgrund,
Der in dieser kleinen Spende
Thut solch großes Wunder kund.

In der Schöpfung weiten Reichen,
Wie so herrlich sie auch sind,
Kann kein Ding dem Kinde gleichen,
Denn das Schönste ist das Kind,

Ist das Bild der reinen Blume,
Die in Gottes Garten steht,
Ist aus Gottes Heiligthume
Ein lebendiges Gebet.

Die Töchter des Millionärs.

Roman von Etta Pierre. (Deutsch von Alfred Mürenberg.)

1.

Die Ausgestoßene.

„Moll Dill!“

Die so angeredete Person erhob sich mürrisch von einer der langen Bänke, die das Versammlungszimmer der Besserungsanstalt auf der Hirsch-Insel durchkreuzen, und trat vor. Sie war die letzte von sechs Weibern, deren Namen aufgerufen worden waren.

„Eure Haftzeit läuft heute ab,“ sprach die Matrone zu der Gruppe von Frauenzimmern, „macht Euch jezt fertig, die Insel zu verlassen.“ Keine Spur von Eifer oder Freude, ja selbst nicht von leidlichem Befriedigtsein zeigte sich auf Moll Dill's dunklem, starrem und böseartigem Gesicht. Von dem durch das hohe Fenster auf sie fallenden Sonnenlicht beleuchtet, stand sie da: eine hagere finsterblickende Gestalt im vorschriftsmäßigen Anzuge des Instituts, einem blauen Kattunkleide und langer Lappschürze, die fast bis auf die Füße reichte. An Sünden war sie ohne Zweifel alt, doch hatte sie keinesfalls mehr als vierzig Lebensjahre gesehen. Eine Wulst von feinem, reichem, leicht mit grau untermischtem Haar war um ihren schön geformten Kopf gewunden; ihre Züge waren fein, ihre Hände hübsch und zierlich geformt. Das Weib war offenbar von guter Herkunft; sie hatte vielleicht einmal der bessern Gesellschaft angehört. Trotz der Verheerungen der Noth und des wüsten Lebens waren Spuren seltener Schönheit sichtbar. Durch welchen dunklen Unstern sie so tief ge-

sunken war, wußte nur Gott und ihr eigenes Herz. Ihre Censur in der Anstalt lautete etwa so:

„Wegen Trunkenheit arretirt. Verdrossen, faul und oft widerspenstig. Ein unverbesserliches Geschöpf.“

Mit der gewohnten trozigen Miene folgte Moll Dill ihren fünf Gefährtinnen in das Kleiderzimmer, wo sie ihre Gefängnisstracht ablegte und das Gewand anzog, das sie trug, als man sie vor drei Monaten auf die Insel brachte: ein altes schwarzes Kleid, ein verschoffenes Tuch, und einen zerknitterten Hut. Hier empfing sie auch, was man damals an Kleinigkeiten an ihr fand: eine zerlumpte Börse mit einigen Kupfermünzen und das billige Blechdaguerotyp eines Kindes. So standen die sechs Geschöpfe — Weiber; von denen Grazie und Glorienschein der Weiblichkeit unwiederbringlich gewichen waren, im Empfangssaale der Anstalt zur Abreise bereit.

„Kommt!“ rief der Beamte, der die Entlassung zu überwachen hatte, und im Gausmarsch traten sie in den sonnenhellen Tag hinaus.

Moll Dill war die Letzte. Sie ballte drohend die durch das Umschlagetuch bedeckte Faust gegen das große rothe Gebäude, in welchem sie dreizehn lange Wochen gegrollt und gewüthet und sich und die ganze Welt verflucht hatte. Das war ihr einziges Lebewohl, und dann wanderte sie in den Fußtapsen ihrer Mitgefangenen den breiten Kiesweg entlang, der zur Werft führte.

Hier befand sich eine hölzerne Ufertreppe und ein Schwarz und grün gestreiftes, von vier Ruderern bemanntes Fahrzeug erwartete die Prozession. Die